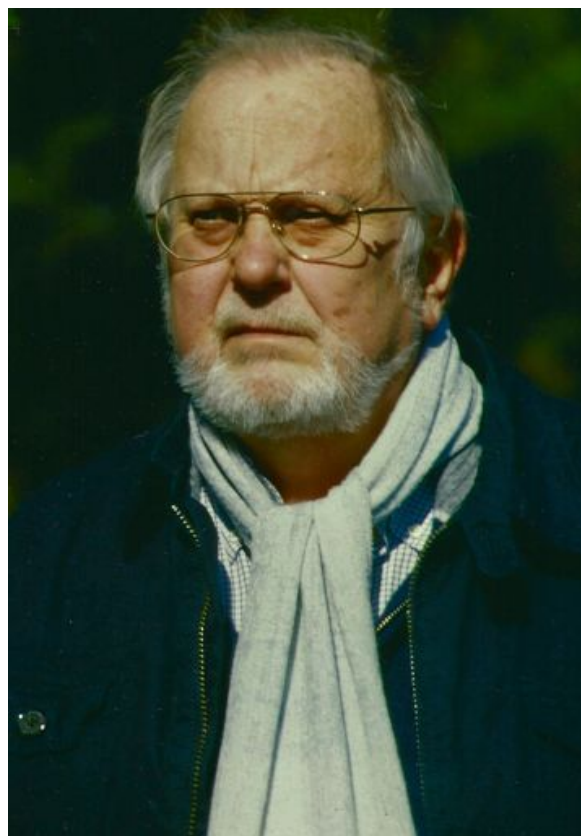


## INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

### **Herr Koloss, in welchem sozialen Umfeld sind Sie aufgewachsen?**

Meine Familie stammt aus Ostpreußen, wo mein Vater bis 1945 auf mehreren Gütern als Oberinspektor bzw. Administrator diente, zuletzt auf einem Gut im Kreis Neidenburg an der polnischen Grenze. Ich selbst wurde 1938 in Königsberg geboren. Nach unserer Flucht kamen wir im März 1945 nach Ganderkesee im Landkreis Oldenburg. Als britische Truppen den Ort am 21. April 1945 einnahmen, wurde das Haus, in dem wir untergebracht waren, zerstört, und damit verloren wir auch die letzten der wenigen Habseligkeiten, die wir noch aus der Heimat hatten retten können. Mein Vater fand in der neuen Umgebung keine Anstellung mehr und blieb bis 1960 – wie viele andere Landwirte aus dem Osten – arbeitslos. Danach erhielt er eine kleine Rente. Die Lebensbedingungen waren für uns nicht einfach, aber noch bedrückender war der Verlust von zahlreichen Angehörigen, die an der Front, in der Kriegsgefangenschaft bzw. auf der Flucht ihr Leben gelassen hatten. Die Überlebenden der Großfamilie, die früher alle großen Ereignisse und Festlichkeiten gemeinsam begingen, waren jetzt über ganz Deutschland verteilt und verloren mit den Jahren jede Verbindung zueinander. Das Problem der »scattered family«, mit dem ich später bei meiner Forschungsarbeit in Kamerun intensiv konfrontiert wurde, ist mir schon sehr früh bewusst gewesen. Das Wissen, niemals mehr in unsere Heimat zurückkehren zu können, hat unsere Familie sehr belastet – revanchistische Gedanken hat es aber nie gegeben. Ich besuchte ab 1950 das Gymnasium an der Wilmstraße in Delmenhorst und machte hier 1959 mein Abitur.



### **Wofür interessierten Sie sich während Ihrer Schulzeit?**

Sport war für mich wie für die meisten meiner Klassenkameraden von großer Bedeutung. Noch viel wichtiger wurde für mich Schach. Seit dem 14. Lebensjahr nahm ich an lokalen Senioren-Turnieren teil, was damals sehr ungewöhnlich war, später auch an deutschen Jugend- und Hochschulmeisterschaften. In Mannheim spielte ich mit dem Schachklub Lindenhof in der 1. Bundesliga.

### **Gab es vor Ihnen Akademiker in der Familie?**

Nein. Sowohl die Familie meines Vaters als auch die meiner Mutter bestand aus so genannten kleinen Bauern und einfachen Gutsarbeitern. Dass es meinem Vater als Sohn eines „Instmannes“, also eines Gutsarbeiters, schließlich gelang, Gutsadministrator zu werden, war in jenen Jahren völlig ungewöhnlich. Insofern wurde der Verlust jeder beruflichen Entfaltung in Folge des Krieges für ihn besonders schmerzlich.

### **Wurden Sie von Ihren Eltern bei der Studienwahl unterstützt?**

Nein, das nicht. Alle Entscheidungen, die mein Studium betrafen, habe ich selber getroffen.

## **Hatte Ihre Studienwahl auch etwas mit der Flucht und des Fremdseins in neuen Umgebungen zu tun?**

Nein, damit kann man meine Studienwahl nicht erklären. Allerdings haben die schwierigen Jahre nach der Flucht auch zu einer gewisse Resignation und Orientierungslosigkeit geführt, und es brauchte Zeit, sie allmählich abzubauen. Ich hatte auch kein bestimmtes Berufsziel. Allerdings war es mein Wunsch, auf jeden Fall – und das heißt trotz aller finanziellen Probleme – ein Studium zu beginnen. Ich ging davon aus, unmittelbar nach dem Abitur meinen Wehrdienst bei der Bundeswehr antreten zu müssen und damit nicht sofort gezwungen zu sein, eine Entscheidung über meine berufliche Zukunft zu treffen. Als mir dann mitgeteilt wurde, dass ich aus organisatorischen Gründen vom Militärdienst freigestellt worden sei, war ich einerseits erleichtert, andererseits musste ich mir nun über die Studienrichtung klar werden. Ich schrieb mich für das Sommer-Semester 1959 an der Universität Göttingen ein und dachte zunächst daran, Lehrer zu werden. Nachdem ich aber mit der Völkerkunde Kontakt hatte, gab ich diesen Plan allmählich auf. Denn kultur- und sozialwissenschaftliche Fragen begannen mich zunehmend zu interessieren – zumal in einer Zeit, in der viele Kolonien, insbesondere in Afrika, ihre Unabhängigkeit gewannen.

## **Wie muss man sich das Göttinger Institut zu Ihrer Studienzeit vorstellen?**

Als ich mich Anfang der 1960er Jahre für die Völkerkunde zu interessieren begann, gab es in diesem Fach in Göttingen etwa ein halbes Dutzend Studenten. Es war zugleich ein Freundeskreis, dessen Mitglieder sich nicht nur hinsichtlich des Studiums austauschten, sondern die sich auch außerhalb des Instituts keineswegs selten trafen. Ich selbst habe diese Gemeinschaft sehr geschätzt.

Leiter des Instituts war Günther Spannaus. Lehrveranstaltungen wurden weiterhin durchgeführt von Hans Plischke, dem Begründer des Instituts, der 1959 emeritiert worden war, und von Erhard Schlesier, damals noch Privatdozent.

Das Forschungsfeld von Spannaus war das traditionelle Afrika unter Einschluss der modernen Entwicklungen sowie eine Reihe allgemeiner Forschungsbereiche: Religion, Kunst, politische und soziale Strukturen. Sein spezielles Interesse galt dem ethnologischen Film.<sup>1</sup> Ergiebig und von uns Studenten besonders geschätzt waren seine zahlreichen Seminare, die er gemeinsam mit Fachgelehrten anderer Wissenschaften veranstaltete, so mit der Prähistorie, Volkskunde, Geschichtswissenschaft, Musikwissenschaft, Religionswissenschaft und Agrarwissenschaft.

Die Domäne von Plischke war die Entdeckungsgeschichte, die er außerordentlich wortgewaltig und dementsprechend anschaulich und lebendig vorzutragen pflegte. Seine Vorlesungen waren immer besondere Ereignisse.<sup>2</sup>

Von einer besonderen Bedeutung für mein Studium waren die exzellenten Lehrveranstaltungen von Schlesier. Er war derjenige unserer akademischen Lehrer, der uns umfassend mit den Theorien und Arbeitsmethoden vertraut machte, die damals in der anglo-amerikanischen und französischen Ethnologie gang und gäbe waren. Auf diese Weise wurden wir mit einer neuen Völkerkunde konfrontiert. Es war ganz wesentlich der Einfluss von Schlesier, der mich zum Entschluss brachte, Völkerkunde im Hauptfach zu studieren. Nicht nur ich, sondern auch alle anderen Studenten unseres Faches haben es sehr bedauert, dass Schlesier nach der Rückkehr von seinen Feldforschungen auf Neu-Guinea Göttingen verließ. Er übernahm den Lehrstuhl für Völkerkunde in Hamburg.

## **Was waren Ihre Nebenfächer?**

Meine Nebenfächer waren Prähistorie und Geographie, daneben interessierte ich mich insbesondere für Philosophie. Wichtig für mein weiteres Studium wurde vor allem die Prähistorie. Da sie ja als Basis für viele kulturhistorischen Forschungen im ethnologischen Bereich dient (umgekehrt liefert ihr die Ethnologie Erklärungsmodelle für ihre Befunde), war sie für mich ein ideales Nebenfach. Zudem hatte die Prähistorie in Göttingen mit Herbert Jankuhn und Karl-J. Narr zwei hervorragende Lehrer, deren überragendes Fachwissen und kritisches Urteilsvermögen mich sehr beeindruckt haben. So wurde die Prähistorie nach dem Weggang von E. Schlesier für mich zunehmend bedeutsam. Ein geradezu unersetzlicher Leitfaden war für mich die »Urgeschichte der Kultur« von K.-J. Narr, der auch über ausgezeichnete Kenntnisse in der ethnologischen Fachliteratur verfügte. Dieses Werk erschien mir als eine überzeugende Verbindung zwischen den frühen Phasen der Menschheitsgeschichte und den ethnologischen Befunden,

---

<sup>1</sup> Über die Mocambique-Expedition (1931) von Spannaus sowie über seinen Lebenslauf und sein wissenschaftliches Werk s. Bautz und Blesse 1999.

<sup>2</sup> Schlesier und Urban 1972; s. a. Kulick-Aldag 2000.

und dieser Meinung bin ich nach wie vor.<sup>3</sup>

### **Nahmen Sie bereits als Student an DGV-Tagungen teil?**

Ja, ich habe an mehreren DGV-Tagungen teilgenommen. Die erste Tagung, die ich besuchte, war die von Heidelberg im Jahr 1963. Sie fand noch ganz im alten Stil statt, d.h. Fragen der Tagespolitik standen, soweit ich mich erinnern kann, nicht zur Debatte. Auch der Vorschlag, den Namen »Völkerkunde« gegen »Ethnologie« aufzugeben, wurde nahezu einstimmig abgelehnt. Niemand konnte ahnen, dass diese beschauliche Zeit bereits sechs Jahre später in Göttingen für immer ein Ende fand. Die herausragenden Wortführer auf diesem Kongress, der dem Paria-Problem gewidmet war, waren H. Baumann, A. E. Jensen und W. E. Mühlmann, die wohl bedeutendsten Völkerkundler in jener Zeit. Einen glänzenden Auftritt aber hatte insbesondere Laszlo Vajda, dessen Vortrag und mehrere fundierte Diskussionsbeiträge große Beachtung fanden. Ich hatte das Glück, mit ihm bekannt gemacht zu werden. Nach längeren Gesprächen, bei denen es weitgehend um meine Dissertation ging, dessen Thema ihn sehr interessierte, lud er mich nach München ein, wo er am dortigen Institut für Völkerkunde tätig war. Er gewährte mir Einblick in sein schon damals legendäres Archiv, ein Entgegenkommen, das für meine Arbeit sehr wichtig war. Unser freundschaftlicher Kontakt blieb bis zu seinem Tod 2010 erhalten.

### **Sie haben bei Spannaus promoviert. Was war Ihr Thema?**

Das Thema meiner Dissertation lautete »Die Haustierhaltung in Westafrika. Eine völkerkundliche Untersuchung«. Sie war eine Literatur-Arbeit, zugleich eine Fortsetzung von Dissertationen, die unter Plischke über Fragen der Haustierhaltung in Ostafrika entstanden waren. An Feldforschungen, die ich gerne durchgeführt hätte, war damals nicht zu denken. Bei der Abfassung meiner Dissertation hatte ich weitgehend freie Hand. Eingehende Diskussionen mit Spannaus erfolgten erst am Ende meiner Arbeit. Die Promotion fand am 25. Februar 1967 statt.

### **Wie ging es nach der Promotion für Sie beruflich weiter?**

Es stellte sich heraus, dass es für mich schwierig war, eine akzeptable Anstellung zu finden, zumal ich selbstverständlich hoffte, im Fach bleiben zu können. Da Spannaus bereits 1966 emeritiert worden war und ohnehin keine allzu intensiven Verbindungen zu den übrigen Völkerkunde-Instituten unterhalten hatte, konnte ich kaum mit seiner Hilfe rechnen, in einem Universitätsinstitut außerhalb von Göttingen unterzukommen. Zum Glück bot mir Schlesier, der als Nachfolger von Spannaus das Institut in Göttingen 1967 übernommen hatte, die Verwaltung einer Assistentenstelle an, bis der damalige Assistent, Peter Fuchs, von seinen Feldforschungen in Afrika zurückgekehrt war. Diese Tätigkeit endete im Februar 1968. Danach ging ich an das Institut für den Wissenschaftlichen Film in Göttingen. Diese Stelle hatte mir Spannaus vermittelt, der dort selber von 1956 bis 1959 als Referent für Völkerkunde tätig war.

### **Worin bestand Ihre Aufgabe im Institut für den Wissenschaftlichen Film?**

Meine Aufgabe war die Dokumentation der wissenschaftlichen Filme, und zwar zunächst im geisteswissenschaftlichen Bereich. Der Inhalt der Filme sollte nach den wichtigsten Schlagwörtern auf Karteikarten festgehalten und auf diese Weise wissenschaftlich aufbereitet werden. Man hoffte insbesondere, es auch für interdisziplinäre Studien einsetzen zu können. Meine Tätigkeit im IWF war zwar nicht besonders prestigeträchtig – hohes Ansehen war hier nur im Bereich der Filmproduktion zu erzielen –, aber sie bot die Gelegenheit für eine ständige Überprüfung der vom IWF propagierten theoretischen Grundlagen seiner Filmarbeit und deren wissenschaftlichen Wert als Dokumentationsmittel und Forschungsmethode. Im Laufe der Zeit gewann ich immer mehr die Überzeugung, dass die Institutsleitung die wissenschaftliche Aussagekraft des Filmmaterials deutlich überschätzte. Diese kritische Bewertung war zugleich mit der Frage nach der Berechtigung der enormen finanziellen Kosten verbunden, die die Filmarbeit nun einmal verlangt. Die Verwendung des Filmmaterials im Hochschulunterricht – ein bedeutsames Argument für die wissenschaftliche Filmarbeit insgesamt – hatte auf Grund des erheblichen organisatorischen Aufwands bei der Ausleihe, aber auch bei der Vorführung der Filme ohnehin seine Grenzen. Später bin ich auf die grundsätzlichen Probleme der wissenschaftlichen Filmarbeit in einem längeren Aufsatz eingegangen.<sup>4</sup> Um die Attraktivität des IWF zumindest für die ethnologische Forschungsarbeit zu vergrößern, hatte ich gehofft, dass es für die Einrichtung eines Foto-Archivs bereit sein würde, in dem das von Ethnologen auf Feldforschungen gewonnene Fotomaterial sicher aufbewahrt werden konnte. Leider fanden Vorschläge dieser Art im IWF kein Gehör. Allmählich sah ich in diesem Institut keine wissenschaftliche Perspektive mehr für mich, und ich war daher froh, als ich von Axel von Gagern das Angebot erhielt, als

<sup>3</sup> Narr 1961.

<sup>4</sup> Koloss 1973.

wissenschaftlicher Assistent an die Völkerkundlichen Sammlungen der Stadt Mannheim zu gehen, die dem dortigen Reiß-Museum angeschlossen sind.

### **1970 gingen Sie also nach Mannheim. Wie muss man sich diese Phase vorstellen?**

In Mannheim war ich vom 1. April 1970 bis 31. Dezember 1972. Diese Jahre gehören zu den besten meines Lebens. Mit Axel von Gagern, dem Direktor, sowie mit dem Restaurator Erwin Ohnemus und dem Magazinverwalter waren wir bald ein eingeschworenes Team, aber leider nicht besonders geschätzt vom damaligen Direktor des Reiß-Museums, der nur wenig Interesse für die Völkerkunde zeigte.

Neben meiner Museumsarbeit war der Schachklub Mannheim-Lindenhof für mich von größter Wichtigkeit. Er gehörte damals zu den besten Schachklubs in Süddeutschland, und so schafften wir sogar die Qualifikation für die 1. Bundesliga. Die Mannschaftskameraden waren überwiegend Studenten. Freundschaftliche Kontakte hatte ich vor allem mit solchen, die meine Interessensgebiete studierten wie Philosophie, Wissenschaftstheorie, Linguistik und Soziologie. Ich besuchte Vorlesungen und Seminare an der Universität Mannheim und lernte insbesondere den kritischen Rationalismus von Karl R. Popper kennen, der in Mannheim durch Hans Albert vehement vertreten wurde, einen der damals bedeutendsten Wissenschaftstheoretiker in Deutschland. Mich fesselten aber nicht nur die Arbeiten von Popper und dessen Schule, sondern auch die Werke solcher Philosophen wie Bertrand Russell, Ludwig Wittgenstein, Henry Poincaré, Ernst Cassirer und Noam Chomsky. Besonders wichtig für mich wurden später die kunsttheoretischen Schriften von Ernst H. Gombrich, der dem kritischen Rationalismus nahe stand. Die Beschäftigung mit dieser Literatur war die Voraussetzung für meine Abhandlung über den wissenschaftlichen Film (1973) sowie über den ethnologischen Evolutionismus (1986).<sup>5</sup> Aber auch für meine spätere Forschungsarbeit in Kamerun sowie für meine Studien im Bereich der afrikanischen Kunst waren meine Mannheimer Jahre von der größten Bedeutung.<sup>6</sup>

Leider verließ uns Axel von Gagern bereits ein Jahr nach meiner Ankunft in Mannheim. Er wurde Direktor des Rautenstrauch-Joest-Museums in Köln. So fiel mir die Aufgabe zu, die geplante und bereits vorbereitete Ausstellung über Ozeanien mit dem Restaurator aufzubauen. Viel Unterstützung von Seiten der Direktion des Reiß-Museums gab es nicht, aber dennoch wurde die Ausstellung ein großer Erfolg. Abgesehen davon dass Mannheim eine bemerkenswert gute Ozeanien-Sammlung besitzt, gelang eine nach Inselgruppen organisierte Präsentation. Die später von mir bei Ausstellungen immer wieder praktizierte Methode, einen knappen, aber doch möglichst informativen Vorspann zusammen mit Fotografien zu bringen, wurde erstmals bei dieser Ausstellung versucht. Unmittelbar vor Ausstellungsbeginn wurde der neue Leiter der Völkerkundlichen Sammlungen, Henning Bischof, in sein Amt eingeführt. Ich selbst hatte bei diesem Bewerbungsverfahren keine Chance – zu meinem Glück, wie sich nur wenige Tage später herausstellen sollte. Denn noch am Abend der Ausstellungseröffnung bot mir Friedrich Kussmaul, der Direktor des Linden-Museums Stuttgart, die Leitung seiner Afrika-Abteilung an.

### **Können Sie Herrn von Gagern und seine Auffassung von Völkerkunde beschreiben?**

Axel von Gagern und ich haben in Mannheim nur ein Jahr zusammengearbeitet, aber wir blieben bis zu seinem Tod im Jahr 2008 in enger Freundschaft verbunden. Wann immer sich eine Möglichkeit bot, haben wir uns gegenseitig besucht und uns insbesondere zu wissenschaftlichen Fragen ausgetauscht. Von Gagern war brennend an meiner Forschungsarbeit in Kamerun interessiert, ich war fasziniert von seinen ethnologischen Kenntnissen, mehr noch von denen im Bereich der Allgemeinen Geschichte, Kunst, Musik, Literatur und auch ganz entschieden in der Soziologie und Philosophie. In seinen späten Jahren wandte er sich universalhistorischen Problemen zu, vor allem der *Conditio humana*, Fragen, denen Helmuth Plessner, sein Lehrer in Göttingen, ein Leben lang nachgegangen war. Für beide waren es die vor-menschlichen Bedingungen, die es auch zu erfassen gilt, will man das menschliche Dasein hinreichend verstehen. In diesem Zusammenhang hatte für von Gagern die evolutionäre Erkenntnistheorie eine große Bedeutung. Leider hat Axel von Gagern, dem die Gefahren der neuen und wohl übertechnisierten Welt nur allzu deutlich waren, seine Einsichten in die Bedingungen und Möglichkeiten der menschlichen Existenz, soweit ich weiß, niemals zu Papier gebracht.

### **Wie sah das Konzept des Linden-Museums aus, und welche Rolle spielte es im kulturellen Leben von Stuttgart?**

Als ich am 1. Januar 1973 zum Linden-Museum wechselte - ich blieb hier bis zum 30. November 1985 -, hatten sich meine beruflichen Wünsche und Ziele weitgehend erfüllt. Ich hatte eine feste Anstellung in einem renommierten

---

<sup>5</sup> Koloss 1986.

<sup>6</sup> Koloss (2002).

Museum, und die Afrika-Sammlungen, für die ich nun zuständig war, gehören zu den größten und bedeutendsten ihrer Art in Europa.

In den 1970er und 1980er Jahren war das Linden-Museum eines der kulturellen Zentren von Stuttgart. Für alle, die sich für die außereuropäische Welt interessierten – insbesondere Sammler völkerkundlicher Kunst, Weltenbummler, aber auch jene, die irgendwo in der Dritten Welt ein neues Betätigungsfeld antreten wollten –, war das Linden-Museum die Institution, in der man am ehesten Informationen und Anregungen erhalten konnte. Zum einen konnten sie den Rat der Fachwissenschaftler einholen, zum anderen gab es dafür die permanenten Ausstellungen und die zahlreichen Sonderausstellungen, alle mit einer Fülle von Erläuterungen und zusätzlichen Dokumenten, sowie die umfangreiche Bibliothek. Eine ganz erhebliche Rolle für die Attraktivität und Aktualität des Museums spielte die ehrwürdige und hoch angesehene Gesellschaft für Erd- und Völkerkunde Stuttgart, die einst Träger des Linden-Museums war und nach wie vor hier ihren Sitz hat. Viele bedeutende Völkerkundler und Geographen des In- und Auslandes haben im Laufe der vielen Jahre in speziellen Vortragsreihen über ihre Forschungen berichtet, und entsprechend groß war daran das Interesse in der Bevölkerung.

Zu den wichtigsten Aktivitäten im Linden-Museum gehörten Sonderausstellungen. Im Gegensatz zu heute, einer Zeit, in der es kaum noch einen Ort auf der Welt gibt, in der sich Mobiltelefon und andere Produkte der Hochtechnologie nicht schon lange durchgesetzt und das Leben der Menschen ganz entscheidend verändert haben, vermittelten die damaligen völkerkundlichen Ausstellungen ein durchaus aktuelles und einigermaßen authentisches Bild zumindest jener Regionen, denen sie galten. Auch damals waren westliche Einflüsse schon überall wirksam, aber bei weitem nicht in dem Umfang wie heute. Mit den zahlreichen Ausstellungs-Katalogen, die in jenen Jahren publiziert wurden, verfügte das Linden-Museum über einen großen Bestand an ethnologischer Literatur, die auch von seinen Besuchern gerne angenommen wurde.

Viele Sonderausstellungen erfolgten in Kooperation mit anderen Instituten, so mit nahezu allen anderen Völkerkunde-Museen in Deutschland, aber auch mit Partnern in Stuttgart wie dem Institut für Auslandsbeziehungen, dem Württembergischen Kunstverein und dem Geographischen Institut.

Zwischen 1978 und 1985 wurde das Linden-Museum geschlossen, da in dieser Zeit das Gebäude von Grund auf saniert wurde. Am 12. Juli 1985 wurde es unter großer Anteilnahme der Bevölkerung und Presse feierlich wiedereröffnet. Das in den Ausstellungen verwirklichte Konzept, neben den berühmten und wertvollen Kunstwerken, die in Vitrinen gezeigt wurden, realistische Ausstellungsbereiche zu erstellen wie einen orientalischen Markt, Markt- und Dorfszenen aus Afrika usw., fand bei den Besuchern großen Anklang.

Da das Linden-Museum in jenen Jahren über einen ganz erheblichen Anschaffungsetat verfügte, gehörte der Erwerb neuer Sammlungen, vor allem von hochwertigen und entsprechend teuren Kunstwerken, zu den vorrangigen, aber auch schwierigsten Aufgaben der Wissenschaftler. Das bedeutete, dass sie mit den jeweils aktuellen Angeboten auf dem Kunstmarkt vertraut sein mussten und auch das Vergleichsmaterial in den anderen Museen und zudem in Privatsammlungen zu kennen hatten. Die auf diese Weise gewonnenen Kenntnisse waren jedoch nicht nur im Rahmen der Erwerbungspolitik unerlässlich, sondern auch für die gesamte Museumsarbeit von größtem Wert.

Neben den üblichen Aufgaben im Museumsbetrieb begann ich 1975 ein ethnologisches Forschungsprojekt in Kamerun. Zunächst betraf es das gesamte Kameruner Grasland, später konzentrierte ich mich allein auf das Königtum Oku. In meiner Stuttgarter Zeit waren es sieben Forschungsaufenthalte, die ich in dieser Region verbrachte.

Im März 1985 machte mir Klaus Helfrich, Direktor des Museums für Völkerkunde Berlin, das Angebot, die Leitung der Abteilung Afrika in seinem Museum zu übernehmen. Ich akzeptierte es sofort, und am 1. Dezember 1985 trat ich meine neue Stelle in Berlin an.

### **Wie würden Sie Friedrich Kussmaul beschreiben?**

Seine Leidenschaft für die Völkerkunde, vor allem aber für das Linden-Museum war kaum zu übertreffen. Er hatte maßgeblichen Anteil daran, dass es 1973 in die öffentliche Hand überführt und damit finanziell abgesichert wurde. Ebenso ist es insbesondere Kussmaul zu danken, dass die langwierige und schwierige Bausanierung ohne große Probleme durchgeführt werden konnte. Sein besonderes Interesse galt dem Ausbau und der Erweiterung der Sammlungen, vor allem der drei Asien-Abteilungen. Das Linden-Museum war „sein“ Museum, und sein Enthusiasmus

färbte auch auf seine Mitarbeiter ab. Als Kussmaul 1986 in den Ruhestand ging, verließ er ein lebendiges und gut organisiertes Museum, das im kulturellen Leben der Stadt seinen festen Platz hatte.<sup>7</sup>

Allerdings hatte sich schon seit langem gezeigt, dass das Museumsgebäude für die umfangreichen und bedeutenden Sammlungen viel zu klein war, und dieses Problem besteht bis auf den heutigen Tag. Bereits bei der Einweihung des Museums 1911 hatte man dieses Manko erkannt und schon damals einen Anbau eingeplant, der aber durch den 1. Weltkrieg nicht realisiert werden konnte. Anfang der 1980er Jahre, als die Wirtschaftslage in Deutschland weitaus günstiger war als heute, gab es, soweit ich das erkennen konnte, durchaus Chancen für einen Neubau, der dann in der „Kulturmeile“ und damit in der Nähe der Staatsgalerie hätte angesiedelt werden können – diese Chancen dafür waren damals jedenfalls erheblich größer als heute.

### **Was bewegte Sie, das Linden-Museum zu verlassen?**

Ich hatte über 12 Jahre einigermaßen erfolgreich für das Linden-Museum gearbeitet, aber mich reizten auch andere Aufgaben und Herausforderungen – zumal an einer international so bedeutenden Institution wie dem Berliner Museum. Nach der Wiedereröffnung des neuen Hauses, das war leicht vorauszusehen, würde ohnehin im Linden-Museum eine neue Ära beginnen, zudem würde es Kussmaul nach Erreichen der Altersgrenze 1986 verlassen. Bei meiner Entscheidung für Berlin ging ich vor allem von der Hoffnung aus, dort bessere Möglichkeiten zu haben, mein Forschungsprojekt in Kamerun fortsetzen und beenden zu können, als in Stuttgart.

### **Wie war Ihre Zeit am Museum für Völkerkunde in Berlin?**

Unter den Völkerkundemuseen der Welt spielt das Berliner Museum in der „ersten Liga“, und dementsprechend ergaben sich dort für mich als dem Leiter der Abteilung Afrika mit ihren opulenten Sammlungs- und Archivbeständen schon bald viele internationale Verbindungen, wie ich sie in Stuttgart nicht hatte. Im Hinblick auf das Ausstellungswesen wollte Berlin jetzt einem neuen Trend folgend mit der Präsentation ethnologischer Kunstaussstellungen beginnen, die bis zu jener Zeit dort verpönt waren. Da wir auf diesem Gebiet in Stuttgart einige Erfahrung hatten, wurde ich umgehend mit einer Ausstellung über die Kunst des Zaire betraut, der mehrere weitere Kunstaussstellungen folgten.

Höhepunkt war die viel beachtete Ausstellung »Afrika. Kunst und Kultur« von 1999, in der die berühmtesten Objekte der Sammlung, aber auch zahlreiche Neuerwerbungen der letzten Jahre gezeigt wurden. Sie wurden aber nicht als große Kunstwerke präsentiert, die keines Kommentars bedurften, sondern wir hielten es für notwendig, auch über ihren kulturellen und historischen Kontext zu informieren – über Texte, die kurz gehalten waren, Karten, Stiche und Fotos. An dem aufwendig gestalteten Katalog beteiligte sich eine Reihe der weltweit renommiertesten Fachwissenschaftler der damaligen Jahre.<sup>8</sup> Es war für mich eine besondere Freude, zu der Eröffnung der Ausstellung am 24. September 1999 den König von Oku einladen zu können, in dessen Königtum ich ja meinerseits so lange Gast gewesen bin.

In meiner Berliner Zeit gelang es mir dann, meine langjährigen ethnologischen Feldforschungen nach drei weiteren Forschungsaufenthalten im Jahr 2000 mit der Publikation eines umfangreichen Werkes – »World-View and Society in Oku (Cameroon)« – abzuschließen.

Leider hat die Attraktivität des Museumsstandortes Berlin-Dahlem – und damit auch die des Museums für Völkerkunde – seit Mitte der 1990er Jahre stark gelitten. Denn in dieser Zeit wurden vier der sieben Museen, die hier nach dem 2. Weltkrieg angesiedelt worden waren und einen weltweit bekannten Museums-Komplex bildeten, in das Zentrum der Stadt verlegt. Die Besucherzahlen der in Dahlem verbliebenen Museen – Museum für Völkerkunde, Museum für Ostasiatische Kunst und Museum für Indische Kunst – gingen danach dramatisch zurück. Ende der 1990er Jahre bahnte sich für diese schwierige Situation, wenn auch zunächst nur theoretisch, eine Lösung an, als Klaus-Dieter Lehmann, der Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, den für alle überraschenden Vorschlag machte, für die in Dahlem verbliebenen Museen auf dem Schlossplatz – nach Abbruch des Palastes der Republik – einen neuen Standort zu schaffen. Am 4. Juli 2002 beschloss dann auch der Deutsche Bundestag den Bau des Humboldt-Forums mit drei zu rekonstruierenden Fassaden des alten Schlosses für die außereuropäischen Sammlungen der Stiftung. In dieser Zeit hatte ich das Ethnologische Museum, wie das Museum für Völkerkunde ab 2000 hieß, bereits verlassen. Auf Grund gesundheitlicher Probleme ging ich Ende 2001 in den vorzeitigen Ruhestand.

---

<sup>7</sup> s. a. Kalter 2010.

<sup>8</sup> Koloss (2002).

### **Kommen wir zu Ihren Forschungen in Kamerun. Welches wissenschaftliche Ziel verfolgten Sie mit ihnen?**

Seit ich mich für das Studium der Ethnologie entschlossen hatte, war für mich klar, dass zum Beruf eines Ethnologen auch Feldforschungen gehören. Bis auf den heutigen Tag bieten sie die anspruchvollsten und ergiebigsten Forschungsmöglichkeiten, die in der Ethnologie denkbar sind. Allerdings wurden zu Beginn der 1980er Jahre vor allem in der deutschsprachigen Ethnologie Stimmen laut (M. Szalay und J. Stagl<sup>9</sup>), dass die Zeit ethnologischer Feldforschungen so gut wie vorbei sei. Man berief sich dabei auf den verhängnisvollen Satz von W. E. Mühlmann: „In den großen Zügen und in den meisten Details ist der Globus heute ethnographisch bekannt ... Unser ethnographischer Horizont ist im Großen und Ganzen komplett.“<sup>10</sup> Meines Wissens war es damals allein R. Schott, der diesen Meinungen entschieden widersprach und deutlich machte, „wie oberflächlich, lückenhaft und ungenau unsere ethnographischen Kenntnisse“ sind.<sup>11</sup> Ich jedenfalls blieb bei meinem Plan, so schnell wie möglich nach Afrika zu gehen. Er wurde auch von Kussmaul uneingeschränkt unterstützt, für den solche Forschungen geradezu eine Selbstverständlichkeit waren. Denn in der in der Afrika-Abteilung fanden sich eine Vielzahl von Objekten und ganze Sammlungen, über deren kulturellen Hintergrund es nicht die geringsten Hinweise gab. Dazu gehörte auch die Sammlung aus dem Kameruner Grasland. Vor allem über die nahezu 100 Masken, die das Linden-Museum aus dieser Region besitzt, waren kaum hinreichende Informationen zu haben. Insofern lag es für mich nahe, sie zum Gegenstand eines Feldforschungsprojektes zu machen. Ich begann es am 11. März 1975 und beendete es nach insgesamt zehn Forschungsaufenthalten in Kamerun am 4. Januar 1999.

### **Wie war der Verlauf dieses langjährigen Forschungsprojektes, und welches waren seine wichtigsten Ergebnisse?**

Da ich zu Beginn meiner Forschungsarbeit kaum etwas über das Maskenwesen im Grasland wusste, galt meine erste Reise zunächst einer allgemeinen Orientierung. Für einen festen Standort – er wurde schließlich Oku – wollte ich mich erst festlegen, nachdem ich die Forschungsmöglichkeiten in den verschiedenen Königreichen sondiert hatte. Zunächst war es mein Wunsch, so viele Maskenauftritte wie möglich zu sehen, in welchem Königreich sie auch immer stattfanden. Von Anfang an galt aber für mich die Bedingung, die Masken nicht nur bei ihren öffentlichen Auftritten zu studieren, sondern um sie hinreichend zu verstehen, musste es möglich sein, auch „hinter die Kulissen“ zu schauen. Das war ein ziemlich verwegener Wunsch, denn der „Lebenskreis“ der Masken ist der Bereich der Geheimgesellschaften, der bis auf den heutigen Tag für Außenstehende strengstens tabu und zudem „gefährlich“ ist. Im Laufe der Zeit gelang es mir dann, zu den big men der wichtigsten Geheimgesellschaften nicht nur Kontakt zu erhalten, sondern auch ihr Interesse für meine Arbeit zu wecken und damit die Möglichkeit zu gewinnen, auch die geheimen Bereiche des Maskenwesens kennen zu lernen. Vor allem der König von Oku hat zusammen mit seinen höchsten Notabeln mein Forschungsprojekt uneingeschränkt unterstützt. Allmählich wurde mir jedoch bewusst, dass es mit der Untersuchung der Masken allein nicht getan sein würde. Denn um ihren vielfältigen Bedeutungsinhalten gerecht zu werden, war es notwendig, so gut wie alle Aspekte der Kultur kennen zu lernen. Das bedeutete letztlich nichts anderes, als insbesondere die religiösen und politisch-sozialen Traditionen insgesamt in die Arbeit mit einzubringen. Und so lautete dann später auch der Titel meines abschließenden Werkes »World-View and Society in Oku (Cameroon)«.

### **Im Vorwort zu Ihrem Buch über Oku erwähnt der König von Oku, dass Ihnen der Titel eines Fai verliehen wurde. Was bedeutet Ihnen diese Auszeichnung?**

Dass Europäer gelegentlich – und zumeist gegen eine entsprechende Geldsumme – einen kleineren Titel erhielten, kam im Grasland immer wieder vor; eine solche Auszeichnung bedeutete im Allgemeinen nicht viel. Der Titel eines Fai, der die Position eines Familienoberhauptes kennzeichnet, der von den einfachen Männern und Frauen devot begrüßt wird und dem die verschiedensten Privilegien zustehen, gehörte jedoch niemals zu den Titeln, die durch bestimmte Abgaben erlangt werden konnten. In diese Position wurde man gewählt, und das geschah nur dann, wenn man dem Auserwählten die Fähigkeit zutraute, einer Familie vorzustehen, die oft Hunderte von Menschen umfasste. Niemals hat ein Europäer diesen Titel erhalten, und man konnte sich auch nicht vorstellen, dass das je geschehen könnte. Die Verleihung dieses Titels war die denkbar größte Ehre, die mir in Oku zuteil werden konnte. Sie bewies meine enge Verbundenheit mit Oku und insbesondere mit dem König und den höchsten Würdenträgern. Es war dieses von gegenseitiger Sympathie und von Vertrauen bestimmte Verhältnis, das meine Forschungen in Oku überhaupt erst möglich machte.

---

<sup>9</sup> Szalay 1980: 256; Stagl 1981: 109 f.

<sup>10</sup> Mühlmann 1956: 186 f.

<sup>11</sup> Schott 1980: 41.

**Nach Abschluss Ihres Forschungsprojektes in Oku führten Sie noch einmal Forschungen in Kamerun durch, und zwar bei den Central Ejagham am Cross River. Was war der Grund für diese Forschungsarbeit, und welches waren die wichtigsten Ergebnisse?**

Als ich 2004 und 2005 an den Cross River ging, handelte es sich um eine Fortsetzung von Forschungen, die ich dort im Januar und Februar 1980 begonnen hatte. Ich war damals überzeugt, dass es für meine Arbeit in Oku von Nutzen sein würde, einmal eine völlig andere Gesellschaft kennen zu lernen, und diese Vermutung hat sich auch bestätigt. Nachdem ich es bis zu diesem Zeitpunkt vor allem mit Königtümern zu tun hatte, die in einem mit Gras bedeckten Hochland siedelten, lag es nahe, einmal eine benachbarte Urwaldregion am Cross River aufzusuchen. Ich hielt mich mehrere Wochen in Kembong, dem Hauptort der Central Ejagham, auf, die traditionell weder Häuptlinge noch Könige kannten. Die Art, wie in dieser egalitären Gesellschaft die politischen Entscheidungen getroffen werden, hat mich ebenso interessiert wie die in Afrika einzigartigen mit Leder überzogenen Masken und ganz besonders die spezielle Form der Zaubermedizinen, das »swearing of medicine«, das auch in anderen Teilen von Afrika anzutreffen ist und häufig als »Fetischismus« bezeichnet wird. Im Vergleich zum Grasland lernte ich eine völlig andere Welt kennen, aber diese neuen Erfahrungen ermöglichten mir zugleich einen anderen Blick auf die Graslandkulturen. Ich sah jetzt insbesondere das monarchische System in Oku sowie das Masken- oder Medizinwesen mit anderen Augen.

Als ich auf Grund neuer Behandlungsmethoden meiner Erkrankung keine größeren körperlichen Beeinträchtigungen mehr verspürte, entschloss ich mich 2004, meine 24 Jahre zuvor in Kembong begonnen Forschungen fortzusetzen. Im Laufe von 2004 und 2005 unternahm ich vier Reisen dorthin, die leider nur kurz sein konnten. Da ich das Glück hatte, in dieser Zeit einige wichtige, aber nur selten durchgeführte Zeremonien und Rituale mitzerleben, waren die Forschungsergebnisse so umfassend, dass sie in Buchform publiziert werden konnten: »Traditional Institutions in Kembong (Cameroon)«.<sup>12</sup>

**Ich möchte noch einmal auf die Völkerkundemuseen zurückkommen. Wie sehen Sie ihre Lage in der heutigen Zeit?**

Offenbar sind die Besucherzahlen bei den meisten Völkerkundemuseen in Deutschland, aber auch im Ausland deutlich zurückgegangen. Dafür mögen im Einzelnen spezielle Gründe vorliegen, mir scheint jedoch, dass es einige allgemeine Gesichtspunkte gibt, die diese Situation erklären können.

Das kulturelle Angebot ist gegenüber früher zumeist erheblich größer geworden – z. B. ist auch die Zahl der Museen welcher Sparte auch immer gewachsen – so dass die Konkurrenz für die Völkerkundemuseen von Seiten anderer Institutionen deutlich zugenommen hat. Darüber hinaus sind vor allem durch den nahezu unbegrenzten Einsatz der Computer-Technologie weitgehend neue Lebensbedingungen geschaffen worden, so dass man sich fragen kann, inwieweit sie auch den Blick auf Kultur und Geschichte verändert haben und damit die Bedeutung der Museen.

Abgesehen davon, dass ganze Museumssammlungen bereits ins Internet gestellt und jederzeit von Interessierten abgerufen werden können, teilen die Völkerkundemuseen ihr angestammtes Betätigungsfeld, die Vermittlung von Informationen über die vorindustriellen und vorwissenschaftlichen Gesellschaften Außereuropas, schon lange mit dem Fernsehen. In ihm werden zunehmend gut dokumentierte Sendungen über die traditionellen Kulturen aller Kontinente mit einem Informationsgehalt angeboten, der durch Museumsausstellungen kaum zu erreichen ist. Zudem haben die Völkerkundemuseen, wie ich bereits erwähnte, viel von ihrer ehemaligen Aktualität verloren, da ihre Sammlungsbestände nur noch wenig über das gegenwärtige kulturelle und politische Leben in ihren Herkunftsländern aussagen. Wer über sie aktuelle Informationen wünscht, erwartet sie kaum noch in einem Völkerkundemuseum, wie das früher einmal möglich war, sondern kann sie leicht über das Internet, das Fernsehen und über Presseberichte haben.

Zudem werden immer wieder Stimmen aus Ländern der Dritten Welt laut, die die traditionellen ethnologischen Ausstellungen in den europäischen Museen nicht mehr akzeptieren, weil sie ein Bild von der außereuropäischen Welt zeigen, das nicht mehr der Wirklichkeit entspricht. Ich habe oft von afrikanischen Kollegen gehört, und nicht nur in Kamerun, sondern auch in Nigeria und Tanzania, dass es nicht mehr angebracht ist, Afrika in „primitivem Zustand“ der vorkolonialen Zeit darzustellen – und entsprechendes gilt auch für die anderen Bereiche der Dritten Welt. Wenn es europäischen Museen darum gehen sollte, eine Ausstellung über vorindustrielle und vorwissenschaftliche Gesellschaften zu zeigen, so könne das auch an Hand von Objekten und Dokumenten aus der europäischen Kulturgeschichte geschehen.

---

<sup>12</sup> Über meine Forschungsprojekte in Kamerun – Ablauf, Organisation, Entwicklung der wissenschaftlichen Fragestellung usw. – liegt ein umfangreiches Manuskript vor (Koloss 2011).



Was somit den Völkerkundemuseen an Ausstellungsmöglichkeiten bleibt, ist vor allem die Präsentation jener Objekte, die schon lange als bedeutende Kunstwerke anerkannt sind und die die eigentliche Domäne der großen Museen ausmachen. In ihrer Einmaligkeit und unmittelbaren künstlerischen Ausstrahlung sind sie durch nichts zu ersetzen. Sie stehen für die Höhepunkte der jeweiligen Kulturen, und ihnen spektakuläre Ausstellungen zu widmen, ist auch im Sinne der neuen Staaten der Dritten Welt. Selbstverständlich wird man auch über die kulturellen Hintergründe dieser Objekte informieren – zumindest in den Ausstellungskatalogen sowie über audiovisuelle Medien. Jedenfalls kann auf diese Weise dennoch ein umfassendes Bild jener Kulturen geboten werden, aus denen sie stammen.

**Vor allem in Ihrer Mannheimer Zeit haben Sie sich intensiv mit Philosophie und Wissenschaftstheorie befasst, und in einer Reihe von Arbeiten sind Sie auch auf theoretische und methodische Probleme in der Ethnologie eingegangen. Welche Bedeutung hatten die ethnologischen Theorien sowie die Wissenschaftstheorie nun bei Ihren Feldforschungsprojekten in Kamerun?**

Als ich 1975 erstmals in das Kameruner Grasland kam, sah ich mich dort mit einer Kultur konfrontiert, die mir zunächst völlig fremd war und deren wichtigste Strukturelemente ich erst mit der Zeit zu erfassen vermochte. Das sakrale Königtum, die Geheimbünde, der Ahnen- und Totenkult sowie Zaubermagik, Masken und Hexerei waren Kulturbereiche, die ich erst nach langjährigen Forschungen hinreichend studieren konnte. Ebenso wichtig wurde später die Einsicht, dass diese unterschiedlichen Kulturbereiche allein durch das spezielle Weltbild nicht nur Ausformung und Sinn erhielten, sondern auch zu einer kulturellen Einheit verbunden wurden. In den Grasland-Kulturen war es die Idee von der vereinten und in Frieden lebenden Gesellschaft, die in seinem Zentrum stand und sich in den verschiedenen Institutionen, aber auch in den Normen und kultischen Aktivitäten manifestierten. Auf diese Weise bestimmte sie ganz wesentlich das Leben der Menschen.

Bei meiner Forschungsarbeit waren die Erkenntnisse der Wissenschaftstheorie, insbesondere die des kritischen Rationalismus, von einer besonderen Bedeutung. Sie dienten geradezu als Leitschnur für die Bewertung meiner Ergebnisse im Hinblick auf Objektivität, Evidenz und Sinnhaftigkeit. Das theoretische Rüstzeug, über das die Ethnologie so reichlich verfügt, spielte bei meinen Forschungen aber so gut wie keine Rolle. Sie wurden somit nicht von vorgefertigten Theorien geleitet, sondern von den Fakten. Ohne jeden Zweifel war es notwendig, mit dem Funktionalismus, dem Strukturalismus und vielen anderen Theoriesystemen vertraut gemacht worden zu sein, vor Ort waren sie jedoch kaum von Belang. Diese Situation erinnerte mich immer wieder an das Ende des „Tractatus“, wo Wittgenstein nach der Vollendung seiner „richtigen Methode der Philosophie“ zugleich auf ihre „Unsinnigkeit“ verweist. Wer die Welt richtig sehen will, muss sie überwinden: »Er muss sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinaufgestiegen ist.«<sup>13</sup>

Die einzige Methode bei meiner Forschungsarbeit war der „common sense“. Viele Tage im Grasland brachten weitere Erkenntnisse, die Bekanntschaft mit neuen Menschen und das Erlebnis zuvor nie gesehener kultischer und anderer Ereignisse. Ständig waren wichtige und rasche Entscheidungen zu treffen, um dem Forschungsauftrag gerecht zu werden. Für deren Bewältigung kannte ich aber keine Methode, die den schier endlosen Theorie-Diskussionen in der Ethnologie zu danken gewesen wäre. Für mich gab es nur den „gesunden Menschenverstand“.

Viele Jahre später fand ich mich in meinen Ansichten über das theoretische und methodische Vorgehen durch E. H. Gombrich bestätigt, einen der wohl bedeutendsten Kunsthistoriker des letzten Jahrhunderts. Auf die Frage nach seinen Forschungsmethoden antwortete er: »Ich will keine. Ich will lediglich gesunden Menschenverstand. Das ist meine einzige Methode.«<sup>14</sup>

#### **Literaturverzeichnis:**

Bautz, Karin u. Giselher Blesse, 1999: Die vergessene Expedition. Auf den Spuren der Leipziger Mocambique-Expedition. Spannaus/Stülpner (1931). Leipzig.

Gombrich, Ernst H., 1993: Die Kunst, Bilder zum Sprechen zu bringen. Stuttgart.

---

<sup>13</sup> Wittgenstein 1964:115

<sup>14</sup> Gombrich 1993:116

- Kalter, Johannes, 2010: Nachruf Prof. Dr. Friedrich Kussmaul. In: *Tribus*. 59: 93-97.
- Koloss, Hans-Joachim, 1973: Der ethnologische Film als Dokumentationsmittel und Forschungsmethode. In: *Tribus*. 22: 23-48.
- id., 1986: Der ethnologische Evolutionismus im 19. Jahrhundert. Darstellung und Kritik seiner theoretischen Grundlagen. In: *Zeitschrift für Ethnologie*. 11: 15-46.
- id., 2000: *World-view and society in Oku (Cameroon)*. Berlin.
- id. (ed.), 2002: *Africa. Art and culture. Masterpieces of African art*. Ethnological Museum, Berlin. Munich, Berlin, London, New York.
- id., 2008: *Traditional institutions in Kembong (Cameroon)*. Berlin.
- id., 2011: *Cameroon. Thoughts and Memories. Ethnological Research in Oku and Kembong (1975-2005)*. (Unpubliziertes Manuskript).
- Kulick-Aldag, Renate, 2000: Hans Plischke in Göttingen. In: Streck, Bernhard (ed.), *Ethnologie und Nationalsozialismus*. Gehen: 103-113.
- Mühlmann, Wilhelm Emil, 1956: Ethnologie als soziologische Theorie der interethnischen Systeme. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. 8: 186-265.
- Narr, Karl J., 1961: *Urgeschichte der Kultur*. Stuttgart.
- Schlesier, Erhard u. Manfred Urban, 1972: Nachruf Hans Plischke. In: *Zeitschrift für Ethnologie*. 97: 1-3.
- Schott, Rüdiger, 1980: Aufgaben der deutschen Ethnologie heute. In: Schmied-Kowarzik, Wolfdietrich und Justin Stagl (eds.), *Grundfragen der Ethnologie. Beiträge zur gegenwärtigen Theorie-Diskussion*. Berlin: 39-62.
- Stagl, Justin, 1981: *Kulturanthropologie und Gesellschaft*. 2. Auflage, Berlin.
- Szalay, Miklos, 1980: Ethnologie als Geschichte. In: Schmied-Kowarzik, Wolfdietrich und Justin Stagl (eds.), *Grundfragen der Ethnologie. Beiträge zur gegenwärtigen Theorie-Diskussion*. Berlin: 253-263.
- Wittgenstein, Ludwig, 1964: *Tractatus logico-philosophicus*. Logisch-philosophische Abhandlung. Frankfurt am Main.